

Konrad Beikircher
Sibylle Berg
Dana Bönisch
Alexa Hennig von Lange
Markus Kavka
Tobias Kniebe
Tom Liwa
Sandra Lüpkes
Selim Özdoğan
Benjamin Quabeck
Tim Renner
Tina Uebel
Oliver Uschmann
Juli Zeh
u.a.

Hrsg. Lutz Becker

texttourismus

Eine Benefiz-Lesereise

Über das Projekt:

Reisen, an deren Beginn man einfach losfährt, ohne das Ziel zu kennen, sind oft die schönsten. Ebenso spontan ist die Idee entstanden, eine Anthologie zusammenzustellen, die prominente Autoren und noch weitgehend unentdeckte Talente vereint. Schnell kam der Gedanke hinzu, mit dem Erlös des Projektes Gutes zu tun und so Menschen, die in einer weniger farbenfrohen Welt leben, zu helfen: »texttourismus«-Herausgeber Lutz Becker engagiert sich seit Jahren für die Düsseldorfer Organisation »¡FUTURO SÍ!«, die sich für Straßenkinder in Lateinamerika einsetzt.

Innerhalb von vier Monaten ist aus der spontanen Idee ein fertiges Buch mit Beiträgen von vierzig Autoren geworden.

Die unvergesslichen Bilder einer Reise sammelt man nicht nur in Fotoalben, sondern vor allem im Kopf. Wir hoffen, dass »texttourismus« ein dauerhaftes Souvenir bleibt und wünschen eine gute Lesereise.

Über die Autoren:

Was alle »texttourismus«-Autoren miteinander verbindet, ist die Faszination für Worte, die Hände reichen und den Leser an eindrucksvolle Orte führen. Die Autoren sind in den unterschiedlichsten Teilen der Welt zu Hause - in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Australien und den USA.

Über die Redaktion:

Lutz Becker, Jahrgang 1967, Angestellter im Rechenzentrum einer großen deutschen Versicherung

Ina Simone Mautz, Jahrgang 1981, freie Journalistin für Print- und Onlinemedien

Jana Schroeter, Jahrgang 1976, freie Fernsehjournalistin

Reiseroute

Bochum: *von Tobias Kniebe*

Mongolei, beritten und besungen: *von Tina Uebel*

El Dry nach H6: *von Martin Kordić*

Es ist okay, es ist nur Zeit: *von Sebastian Schug*

Das Haus meiner Gedanken: *von Jana Schroeter*

Ich bin kein Gärtner: *von Holger Radke*

Die Stadt riecht nach dir!: *von Marlene Bacher*

Allein mit Sophia: *von Markus Kavka*

Gap the Mind: *von Mischaël-Sarim Vérollet*

Zimmerbesuch: *von Bernd Michael Hartmann*

Nachmittags / DDR: *von Alexa Hennig von Lange*

Leere Schönheit: *von Dejan Mrkaja*

Jednokrevetna: *von Juli Zeh*

Wir warten: *von Nico Michel*

Großdörfer: *von Säm Wagner*

Dorthin, wo es glänzt: *von Johanna Merhof*

Bad Godesberg: *von Konrad Beikircher*

Fashion Victim: *von Lisa Bitzer*

PR: pretend and resume: *von Peter Diekmann*

Nimm es hin: *von Oliver Uschmann*

Aufblasbare Zeiten: *von Laetizia Praiss*

Wiedersehen mit Kungtse: *von Tom Liwa*

Jackpot: *von Ina Simone Mautz*

Süßer als anderswo: *von Sibylle Berg*

Low Country Boil: *von Jane Vetter*
Auch ein Wunsch: *von Selim Özdoğan*
Die alte Ziegelei: *von Philip Stegers*
Der Sauhaufen: *von Michael Köpf*
Freibadrausch: *von Lutz Becker*
Menschen, nicht mehr und nicht weniger: *von Philipp Wurm*
Dunkle kurze Haare: *von Benjamin Quabeck*
Wieder ein Seemann: *von Sandra Lüpkes*
Weltraumkojoten: *von Dana Bönisch*
Hymne auf den InterCityExpress (Typ 3T): *von Lars Weisbrod*
Minutensache: *von Judith Nothelle*
Nebenan: *von Jan Friese*
An einem Sommertag in Düsseldorf, 2004: *von Tim Renner*
Nahost in zwanzig Minuten: *von Götz Frittrang*
Ich bin die Marianne: *von Martina Kink*
Der Mann, der sich über die Zukunft ausbreitete: *von Emanuel Viebahn*

Bochum

von Tobias Kniebe

Keine Ahnung, warum ich nach Bochum gefahren bin. Es hätte auch Wanne-Eickel sein können, oder Castrop-Rauxel. Genau genommen konnte ich fahren, wohin ich wollte, solange die Stadt im Ruhrpott lag. Das war der Deal: Ich wollte eine Stadt im Ruhrpott besuchen, die mir absolut unbekannt und ziemlich egal war, drei Tage lang einfach machen, wozu ich Lust hatte, und am Ende einen Text darüber schreiben. Es gab nur eine Bedingung in diesem Spiel: Ich durfte niemanden nach Tipps fragen, keinen Stadtführer lesen und erst recht nicht ins Reisebüro gehen. Ich wollte eine Stadt kennen lernen, ganz allein anhand ihres Branchenverzeichnisses. Ein Test. Kann man spannende neue Dinge finden, wenn man einfach nur in den Gelben Seiten blättert? Entdeckt man das wahre Wesen eines Ortes, wenn man vorher keine Ahnung hat, was man überhaupt finden will?

Kann schon sein, dachte ich, als ich am Hauptbahnhof von Bochum stand. Dennoch fühlte ich Unruhe in mir aufsteigen. So einfach an einem Hauptbahnhof zu stehen und absolut nichts vorzuhaben, das zerrt ganz schön an den Nerven. Ich entschied, erst einmal Frühstück zu gehen.

Das Café war nach Tucholsky benannt. »Theater heute« ragte aus dem Zeitungsständer, aber auch »ADAC Motorwelt«. Hier verband sich, das sah man gleich, Avantgarde mit Pragmatismus. Ich bestellte ein Frühstück, schlug die Gelben Seiten auf und entdeckte ein Hotel, das gleichfalls nach Tucholsky benannt war. Das Mädchen hinter dem Tresen sagte mir, ich könne gern ein Zimmer haben. So

erfuhr ich, dass ich an einer Bar saß, die gleichzeitig eine Hotelrezeption war, und dass die Zimmer gleich nebenan waren. Das fand ich eine nahe liegende und vernünftige Lösung, und ich beschloss, gleich hier zu übernachten.

Mein erster Ausflug führte mich in die »Laterne«, weil sie, wie ich der Rubrik »Gaststätten« entnahm, in der Gussstahlstraße lag. Das klang hart und arbeitermäßig und sehr nach Kohlenpott, und so war es dann auch. Es war sogar härter, als ich gedacht hatte. Direkt hinter der »Laterne« nämlich begann das Werksgelände von Krupp, und davor schmiegen sich kleine Häuser mit rot erleuchteten Fenstern an die Werksmauer, und in den Fenstern saßen die Nutten von Bochum und warteten auf Kundschaft. Es war später Nachmittag. Die Arbeiter strömten aus Krupp heraus und direkt in die Nuttengasse hinein, und diese Nähe von Malochen und Vögeln, von Bruttosozialprodukt und Volksgesundheit, das hat mir gefallen, da fand ich Bochum schon mal sympathisch.

Dann bin ich in die »Laterne« rein, die eigentlich »Rote Laterne« heißt. Das steht falsch in den Gelben Seiten. Drinnen gab es eine Menge roter Lampen und an den Wänden hingen Indianerbilder. Es war noch ziemlich leer, nur eine Frau namens Babsi, die eine rote Lederjacke trug, trank einen Blue Curaçao. Dann ging sie zum »CD-Musicmaster«, und kurze Zeit später klagte Herbert Grönemeyer über Flugzeuge im Bauch.

Claudio, ein kleiner portugiesischer Maurer, tanzte dazu ein bisschen herum, dann sagte er zu Babsi, sie sehe gar nicht wie eine Deutsche aus. »Ich bin hundertprozent deutsch«, sagte Babsi und forderte Claudio auf, den Mund zu halten. Anschließend bestellte sie noch einen Curacao und brachte ihn einer Kollegin in weißem Mieder, die im Haus gegenüber saß und auf Arbeit wartete. Grönemeyer sang derweil über

Männer im Allgemeinen. Ach ja, dachte ich, der Mann stammt ja aus Bochum.

Später am Abend traf ich Stephanie und Bernd, beide Mitte zwanzig, im »Café Konkret« Das hatte ich ausgewählt, weil der Name nach Studentenleben klang und ich gern wissen wollte, was die jungen Leute in Bochum so machen. Stephanie studierte Grafikdesign. Sie war nur zu Besuch in der Stadt, obwohl sie früher hier gelebt hatte, und sie erklärte mir, was sie in der Fremde vermisst: »Den Anblick dieser Männer in grellfarbenen Trainingsanzügen, du weißt schon, aus Fliegerseide. Das ist Bochum. Die sehen immer so aus, als ob sie gerade Zigaretten holen.« Bernd hingegen trug keinen Trainingsanzug und erzählte von seiner Arbeit bei Nokia, wo er Handys zusammenbaut. Das sei ziemlich typisch für das heutige Bochum, erklärte er, weil es ja schon ewig keine Zechen mehr gibt.

Am nächsten Morgen fiel mir dieses Schild an einer Wurstbude auf: »Die Echte von Dönninghaus« stand da, und die Wurstbraterin erklärte mir, dass die Bochumer auf die Bratwurst von einer ganz bestimmten Metzgerei stehen, die hier ziemlich bekannt sei. In den Gelben Seiten fand ich Dönninghaus unter »Fleisch- und Wurstwaren«. Der Juniorchef willigte ein, mir sein Geheimnis zu verraten. Die Dönninghaus werde seit fünfzig Jahren nach dem selben Rezept gemacht, sein Großvater habe damit angefangen.

Er zeigte mir die Maschinen, wo das Fleisch durchgedreht wird, gutes Eisbeinfleisch von Ruhrpott-Schweinen. Qualität sei wichtig, erläuterte er, aber noch wichtiger sei die Legende: »Meine Wurst ist die Levi's 501 der Würste.« Im Übrigen hatte er keinen Zweifel daran, dass Herbert Grönemeyer in seiner Ode auf die Currywurst eine Dönninghaus besungen habe. Ach ja, dachte ich, Grönemeyer ist ja ein Sohn der Stadt.

Später wollte ich wissen, wovon die Bochumer eigentlich träumen und fand im Branchenverzeichnis das Reisebüro Rupieper, das in der Nähe lag. »Zur Zeit ist die Saison der Samba-Züge«, sagte die blonde Reiseverkehrskauffrau Natascha. Wenig später stand ich am Bahnhof, um die Abfahrt eines Samba-Zuges zu beobachten. »Pass auf, dass du nicht aus Versehen mitfährst«, hatte Natascha noch gesagt, und ihre Stimme klang besorgt.

Gruppen von Männern verluden Waschkörbe voller Dosenbier in den Zug. In den Abteilen lagerten Menschen, die schon halb voll, und Bierfässer, die schon halb leer waren. Die Stimmung war gut. Es gab einen Waggon, in dem tanzen konnte. Ich traf auf eine Gruppe von Frauen und machte die Bekanntschaft der EDV-Fachkraft Andrea. »Wir sind der Frauen-Kegelclub *Einer steht immer*«, sagte Andrea, »und wir haben drei Tage in Oberhof gebucht.« Sie wusste nicht genau, wo das liegt, war sich aber sicher, dass die Sache lustig werden würde. Silvia, ihre Freundin, wies auf gewisse Grenzen hin: »Letztes Mal hat es ein Paar im offenen Abteil getrieben. Das fand ich blöd, die hätten wenigstens aufs Klo gehen können.« Dann fuhr der Zug ab, und ich war froh, dass ich nicht aus Versehen mitgefahren war.

Was aber passiert mit Menschen, die dem Stress eines Samba-Zuges nicht gewachsen sind? Auch in Bochum musste es labile Gemüter geben. Zur Klärung dieser Frage studierte ich die Rubrik »Krankenhäuser«. Dort fand ich das »Zentrum für Psychiatrie«. Die freundliche Telefonistin empfahl mir die Vorlesung »Allgemeine und spezielle Psychopathologie« bei Professor Payk. Ich war zur Stelle, als es losging. Das Thema war, vereinfacht gesagt, wie man Irre erkennt. Der Professor zeigte Videobänder von Patienten, die zum Beispiel gefragt wurden, was der Unterschied zwischen einer Treppe und einer Leiter sei. Es gab eine Frau, die alle Fragen nicht sehr klug, aber doch korrekt

beantwortete. Die Studenten hielten sie für normal, der Professor hielt sie für schizophren und es gab einen Streit. Ich verließ den unwirtlichen Ort, hoffte sehr, nie in den Verdacht des Wahnsinns zu geraten, und falls doch, dann jedenfalls nicht in Bochum.

»Thomczyk, W.« entdeckte ich in der Sparte »Theater«, Bezirk Herne. Das berühmte Schauspielhaus Bochum, von dem ich schon mal gehört hatte, war gar nicht verzeichnet und deshalb war es auch egal. Der Privatmann Thomczyk aber, der ausgerechnet im trostlosen Herne Theater machte, war wichtig. Ich sprach ihm aufs Band und irgendwann fiel mir auf, dass ich den Namen schon kannte – aus einem Werbespot, in dem er einen Fan namens Horst spielt, der immer auf Borussia Dortmund schimpft. Kurze Zeit später rief er zurück und lud mich zum Frühstück ein.

Als ich in Herne ankam, hatte er verschlafen, trug einen uralten grünen Bademantel und war noch etwas brummig. Dann machte er Tee und erzählte von seiner Arbeit als freier Theatermacher, Stückeschreiber, Maler und Komponist. »Die Werbegeschichte war ein totaler Ausrutscher«, sagte er. Viel wichtiger fand er es, von »Amokoma« zu erzählen, seinem szenischen Poem für fünf nackte Darsteller und ein Kind. Das Stück sei mit großem Erfolg in Herne gelaufen, es beschreibe den Zustand der Gegenwart: »Alles läuft wie im Koma ab, aber der Amok ist allgegenwärtig.«

Dann sprach er über die Zeit, als Zadek in Bochum war, über die zerstörerische Macht von Windows, über die Bibel und darüber, dass Sönke Wortmann eigentlich nichts zu sagen hat, aber trotzdem ein prima Kerl ist. Einmal ging es auch darum, dass Grönemeyer die genialen Theaterparties der Siebziger Jahre immer dadurch gestört hatte, dass er von Currywurst singen wollte. »Dabei wollten wir eigentlich

tanzen«, erinnerte sich Thomczyk. Ach ja, Grönemeyer, seufzten wir gemeinsam.

Willis Gedanken schweiften bisweilen ins Geniale ab, ich lauschte verwirrt und sehr fasziniert. Dann war der Vormittag vorbei, er musste zur Kultusministerin, um mehr Geld für die freien Theater zu fordern, und ich war richtig froh, dass ich den Auftrag mit den Gelben Seiten gekriegt hatte. Sonst hätte ich Willi vermutlich nie kennen gelernt und mein Leben wäre jetzt ein bisschen ärmer.

Richtig gut war es auch, dass ich meinen letzten Abend in der Disco »Planet« verbrachte. Sie erhielt den Vorzug vor anderen Einträgen im Branchenbuch, weil sie laut meinem Stadtplan am Ende der Fußgängerzone lag und leicht zu erreichen war. Um Mitternacht versammelte sich die lokale Techno-Jugend, die Tanzflächen waren übersichtlich, die Musik war nicht schmerzhaft laut und im ersten Stock gab es sogar eine Bar, wo man sich unterhalten konnte. Kaum war ich dort angekommen, lernte ich Antje kennen oder besser gesagt: Antje lernte mich kennen. »Ich bin mit einem wahnsinnig langweiligen Typen da und der Abend sieht schlecht aus«, sagte sie.

Antje trug kurze schwarze Haare im Stil der zwanziger Jahre, schwarzrot geschminkte Lippen, ein dezent-perverses Halsband aus schwarzer Spitze, ein weich fließendes, hautenges Silberkleid und hohe schwarze Stiefel. Ich musste ihr widersprechen und sagte, der Abend sehe eigentlich sehr gut aus. Danach verriet sie mir, dass sie achtzehn sei und aus Gladbeck stamme, aus Geiseldrama-Gladbeck und dass sie es hasse, wenn Frauen sich wie Girls anziehen. »Ich selbst versuche ja, auf Vamp zu machen«, sagte sie, und ich bestätigte ihr, dass sie auf dem richtigen Weg sei.

Später gab sie mir ihre Visitenkarte, die sie am Automaten gedruckt hatte. »Antje Jaeger. Notgeiles Biest.« stand darauf und natürlich ihre Telefonnummer. Ich bedankte mich und

hütete die Karte wie einen wertvollen Schatz. »Ich wollte nicht so was langweiliges schreiben wie *Ruf doch mal an*«, sagte sie. »Aber die meisten Leute verstehen leider meinen Humor nicht.« Ich hätte ihr gern gesagt, dass ihr Humor ganz klasse sei, dass es faszinierend sei, sich einfach eine Identität zu erfinden, und überhaupt der einzige Weg, der universalen Langeweile zu entkommen. Ich wusste aber, dass sie das eher blöd finden würde, und dachte stattdessen darüber nach, ob ich es jetzt den Gelben Seiten zu verdanken hatte, dass ich sie kannte. Ich war mir nicht ganz sicher. Antje fragte mich, warum ich eigentlich nach Bochum gekommen sei. »Keine Ahnung«, sagte ich.

Reiseinfo

Reiseziel: Bochum

Beste Reisezeit: Morgens

Sehenswert: Männer in grellfarbenen Trainingsanzügen aus Fliegerseide. Die sehen immer so aus, als ob sie gerade Zigaretten holen

Wissenswert: Viele Bochumer arbeiten bei Nokia

Souvenir: »Die Echte von Dönninghaus«

Bekanntschaften: Babsi, Claudio, Stephanie, Bernd, Natascha, Andrea, Silvia, Professor Payk, Willi Thomczyk, Antje Jaeger

Reiseführer: Tobias Kniebe

Zu buchen über: tobias@texttourismus.de

Postkarte nach Hause:

»Die Arbeiter strömten aus Krupp heraus und direkt in die Nuttengasse hinein, und diese Nähe von Malochen und Vögeln, von Bruttosozialprodukt und Volksgesundheit, das hat mir gefallen, da fand ich Bochum schon mal sympathisch.«

Eintrag in das Reisetagebuch / Tag 1

Eine Reise. Einfach los, geradeaus. Worte wollen wir finden, Worte und Orte und Länder, Träume, Landschaften. Berühren sollen sie uns und nachdenklich machen. Keinen *Stadtführer lesen und erst recht nicht ins Reisebüro gehen*. Einfach los. Es gibt Orte, an denen ein Lied soviel wert ist, wie ein Traum. *Reitet der Mongole über die Steppe, dann singt er. Die Lieder sind lang, denn die Steppe ist groß.*

Mongolei, beritten und besungen

von Tina Uebel

Tseye singt, wir sitzen auf einem Berg und blicken weit über die Steppe, Lied und Landschaft sind gleichermaßen herzerreißend schön, wie überhaupt die Mongolei so leer und schön ist, man wird ganz kirre davon, ständig soviel landschaftliche Schönheit, das kann einen schon aufreiben. Abends besteige ich gerne noch einen kleinen Berg, der erwähnten landschaftlichen Schönheit wegen und um mich mit Bergsteigschmerzen von meinen Reitschmerzen abzulenken. Badmaa bleibt unten im Camp, ihr sind Berge zu stressig und sie begreift nicht, was die Touristen so toll daran finden. Sie reitet lieber, Pferde und Kamele, sie arbeitet als Übersetzerin im Sommer und studiert Anglistik im Winter, sie melkt Ziegen und spielt Age of Empire, sie mag die Backstreet Boys und die mongolischen Lieder, beides gleichermaßen.

Tseye ist ein außergewöhnlich guter Sänger, man lädt ihn ein, um auf Hochzeiten und anderen Festen zu singen. Er kann aber nicht nur singen, sondern auch reiten, jagen, den Weg finden über Bergpässe und Hochebenen und dabei aufpassen, dass Touristen wie ich nicht verloren gehen, für Letzteres habe ich ihn angeheuert. Englisch kann er nur wenige Worte, wir verstehen uns trotzdem gut, nonverbal oder übersetzt durch Badmaa. Gestern ist mir mein erster Scherz auf Mongolisch gelungen.

Mein Mongolisch macht Fortschritte, ich mühe mich redlich. »Grundmongolisch for Beginners« beginnt natürlich erstmal mit dem Wichtigsten, den Wörtern: Pferd. Gutes Pferd. Ganz tolles Pferd. Nicht so tolles Pferd. Doofer Klepper. Schaf.

Ziege. Yak. In dieser Reihenfolge. Man ist als Mongole doch recht pferdefixiert, es gibt genauso viele Pferde wie Mongolen oder umgekehrt, die Floskel für »Wie geht's?« heißt »Gut geritten?«, das Wort für »arm« stammt vom Wort für »Fußgänger« ab und 95 Prozent der Liebeslieder handeln von der Liebe zu einem Pferd. Die restlichen fünf Prozent bestechen durch so schöne Metaphern für die Angebetete wie »Du bist der braune Zügel, mit dem ich angebunden bin.« Kein Scheiß, ich habe es mir übersetzen lassen, denn was man als nächstes lernt, wenn man das Wort für »Pferd« halbwegs fehlerfrei aussprechen kann, ist ein mongolisches Lied. Denn reitet der Mongole über die Steppe, dann singt er. Die Lieder sind sehr lang, denn die Steppe ist groß. Zugegeben, da ist ein Pferd nützlicher als eine Frau. Und auch nur eine reitende Frau überhaupt von Nutzen. Nein, dies ist kein Land für Fußgänger. Ist man aber ein Reiter, und gottlob kann ich auf eine langjährige Karriere als Ponymädchen zurückblicken, mit Pferdepostern und allem drum und dran, hat man es gut. Isst man dann noch ohne Murren seinen gekochten Hammel morgens, mittags und abends brav auf, trinkt seine vergorene Stutenmilch mit angemessenem Enthusiasmus und schmeißt die getrockneten Yakjoghurtbatzen ganz unauffällig weg, wird man fast schon als Mitmongole abgenickt, was entscheidend ist, denn nicht nur ich finde die Mongolen cool, die Mongolen finden auch sich selbst unheimlich cool, das macht sie so fabelhaft angenehm im Umgang.

Wir haben eine Menge Spaß miteinander, Tseye, Badmaa und ich, wir lachen viel und bespötteln uns gegenseitig. Mindestens zweimal am Tag verfallen wir in spontane Wettrennen. Kommen wir an einer Yakherde vorbei, können Badmaa und ich es nicht lassen, die Yaks zu ärgern, sie sind schreckhaft und albern, galoppiert man ihnen entgegen. Manchmal gesellt sich ein weiterer Reiter zu uns, und wir reiten eine Weile miteinander, oft schweigend. Manchmal

begegnen wir Herden wilder Pferde, die gespensterhaft durchs Nirgendwo streifen. Morgens geht Tseye jagen. Badmaa erzählt mir viel von der Mongolei, »my Mongolia«, sagt sie, sie liebt ihr Land. Abends im Zelt reden wir über ihre Zukunftspläne, die Liebe und alles Mögliche.

Es ist gewöhnungsbedürftig, mutterseelenallein unter Mongolen, derer zwei ich allein deswegen rund um die Uhr über Wochen auf Trab halte, um mir ein bisschen gepflegt die hübsche Landschaft anzugucken. Es fehlt mir eigentlich der kolonialherrische Impuls zur Beschäftigung allzu vieler einheimischer Angestellter, ich gehöre eher zur klassischen Sorte der Schlammlochtouristen mit Rucksack und Lonely Planet, die es zum einen immer so total authentisch wollen und denen es zum anderen nicht reicht, wie der unneurotische TUI-Tourist schlicht für Leistung zu bezahlen, nein, wir Schlammlochtouristen wollen ja auch immer noch geliebt werden für unser Geld, beziehungsweise eben trotz unseres Geldes, ganz besonders wir Deutschen, die wir uns bekanntlich ja nicht so unheimlich cool finden. Weswegen wir dann gerne mal so tun, als seien wir Mongolen.

Andererseits tu ich jetzt schon seit einigen Wochen sehr vergnügt sehr mongolisch, reite lauthals und unschön falsch von Pferden und braunen Zügeln singend durch die Steppe, bin erst einmal beim Yakärgern vom Pferd gefallen und habe mir nichts gebrochen, außer meinem Stolz, und wir haben derart viel Spaß, dass ich mir nicht mehr allzu komisch vorkomme, außer wenn ich's bin und von Tseye und Badmaa deswegen vollkommen zu Recht ausgelacht werde.

Und wenn wir dann so auf einem Berg sitzen, Tseye wehmütigkämpferische Lieder von Pferden und der Schönheit der Mongolei über die Täler singt, von den Hängen gegenüber kommt eine Familie aus ihrem Jurtencamp herbeigeritten, um ihm zuzuhören, sie bringen

uns frischen Joghurt mit und die Sonne geht herzerreißend schön in der kargen Landschaft unter, dann, ja dann wird selbst einer neurotischen Person wie mir ganz warm und weit und mongolisch ums Herz, und ich denke, dass ich dieses Land liebe, fast so sehr wie mein Pferd.

Reiseinfo

Reiseziel:	Mongolei
Beste Reisezeit:	Wenn die Sonne herzzerreißend untergeht
Sehenswert:	Die Steppe
Wissenswert:	»Wie geht's?«, heißt bei den Mongolen »Gut geritten?«, das Wort für »arm« stammt vom Wort für »Fußgänger« ab
Souvenir:	Yak-Joghurt
Bekanntschaften:	Tseye, Badmaa
Reiseführer:	Tina Uebel
Zu buchen über:	www.tinauebel.de

Postkarte nach Hause:

»Ich gehöre eher zur klassischen Sorte der Schlammlochtouristen mit Rucksack und Lonely Planet, die es zum einen immer so total authentisch wollen, und denen es zum anderen nicht reicht, wie der unneurotische TUI-Tourist schlicht für Leistung zu bezahlen, nein, wir Schlammlochtouristen wollen ja auch immer noch geliebt werden für unser Geld, beziehungsweise eben trotz unseres Geldes.«

Eintrag in das Reisetagebuch / Tag 2

Eine Erfrischung gefällig? Als Tourist in der Mongolei trinkt man *seine vergorene Stutenmilch mit angemessenem Enthusiasmus und schmeißt die getrockneten Yakjoghurtbatzen ganz unauffällig weg*. Mag sein, dass das für den einen oder anderen in unserer Reisegruppe etwas zu exotisch ist, aber spießigeres ist auch im Angebot. In Mannheim. Geht es spießiger? Nun, *irgendwas muss immer anti sein, denke ich, bestelle einen Milchkaffee*. Anti - selbst in Mannheim.

El Dry nach H6

von Martin Kordić

Mannheimer Schloss/Universität, 10:09 Uhr.

»El Dry, Dienstag, 10 Uhr«, steht in meinem Handy, darunter kein Name, und die Nummer kenne ich auch nicht. In den frühen Morgenstunden ist die Cocktailbar »El Dry« eine Coffeebar. Sie liegt dem Teil der Schloss-Universität gegenüber, in dem sich die Wirtschaftsfakultät befindet, niemand aus meinem Bekanntenkreis studiert dort. Überhaupt haben nahezu alle meine Freunde ihr Studium abgebrochen, zumindest pausieren sie und bereisen stattdessen fremde Kontinente. »Das muss man einfach mal gemacht haben«, werden sie sagen, wenn sie wieder hier sind, ihre mitgebrachten Krankheiten auskurieren und mir mit ihrem Laptop die Bilder zeigen, die sie angeblich nur unter großer Lebensgefahr machen konnten. Ich werde dann so tun, als hätte ich mein Vordiplom bereits in der Tasche, was natürlich nicht stimmt, aber dann ist das wieder okay für mich . . .

Im »El Dry« sitzen vier Personen. Zwei weiblich, zwei männlich, an zwei verschiedenen Tischen. Die Mädchen saugen durch schwarze Strohhalme Kaffee aus einem seltsam geformten Glas, die beiden Jungs sind über ein iBook gebeugt. Die Bedienung trägt ihre schwarzen Haare glatt und streng zu einem Pferdeschwanz gebunden, über ihren Augen signalisiert ein pink gefärbter, asymmetrischer Pony Widerstand. Irgendwas muss immer anti sein, denke ich, bestelle einen Milchkaffee und der Revoluzzer-Pony fragt mich, ob eine Latte macchiato auch in Ordnung sei.

Die beiden Mädchen mit den Kaffeegläsern blicken oft zu mir herüber, bleiben aber an ihrem Tisch sitzen.

In meiner Hosentasche vibriert das Handy: »Habe auf dich gewartet, du warst nicht da, warte jetzt in H6 am Swansea-Platz.« Wieder die gleiche unbekannte Nummer als Absender. Ich glaube, ich werde meinen Kaffee austrinken, nach Hause fahren und weiterschlafen . . .

Es ist, denke ich, eine von diesen schüchternen, pseudoromantischen Philosophie-Studentinnen, die sich auf einer Party meine Nummer besorgt hat und jetzt mit selbst gebastelten Engelsflügeln auf dem Swansea-Platz herumsteht, um mir ein Schwert zu überreichen, mit dem ich ihr Herz erobern soll. Drumherum hat sich bereits eine Traube von Menschen gebildet, die von ihren Freundinnen mit Tee aus Aluthermoskannen versorgt wird, und gemeinsam wartet man auf den Prinzen, der ausgebuht wird, wenn er nicht mitspielt. Ich lasse meinen Kaffee stehen . . .

Das »El Dry« trägt seinen Namen nicht umsonst. Es liegt in L3. Klassische Straßennamen gibt es hier in der Innenstadt nicht, es gibt nur Quadratbezeichnungen, die in kleinen viereckigen Täfelchen an den Hausfassaden angebracht sind. Es soll einfach sein sich zurechtzufinden, wenn man die alphabetisch-numerische Anordnung der Quadrate verstanden hat. Ich gehe Richtung L1 und stehe dann vor A1. Wenn ich das richtig sehe, müssten zu meiner Linken alle Quadrate von A bis K folgen und zu meiner Rechten von L abwärts der Rest. Ich gehe also die linke Seite entlang, B1, C1, D1, fünf Minuten, stehe am Paradeplatz und kaufe mir eine Brezel. Das Gesicht der Verkäuferin wird von einer Brille zusammengehalten, die die Augenfalten so sehr vergrößert, dass man darin Laugenkrümel sehen kann. Als ihr das Wechselgeld aus der Hand fällt, sie sich mit einem

»Olieveloit« danach bückt und mir eine Brezel über die Theke reicht, muss ich unweigerlich an meine Philosophie-Studentin denken. Ich stelle mir vor, wie auch sie irgendwann einmal Brezeln verkauft und Passanten davon abhält, pünktlich zu ihren Terminen zu erscheinen. Ich stelle mir vor, wie sie mit roten Wangen nach Hause kommt und nichts anderes sagen wird außer »Olieveloit«, zehn Restbrezeln auf den Tisch wirft und sich schlafen legt. Ich stelle mir vor, wie sie am nächsten Morgen aufwacht, die zehn Restbrezeln isst, aus dem Haus geht und fünf Minuten später wieder zurückkommt, weil sie ihre Brille vergessen hat. Ich hoffe, dass die Philosophie-Studentin niemals vorhat, eine richtige Mannheimerin zu werden . . .

Die Verkäuferin schiebt ihre Augenbrauen zusammen, in ihren Brillengläsern spiegelt sich das nächste Quadrattäfelchen. Weiter, E1, F1, Tauben schubsen sich über den Rest meiner Brezel, ich überquere den Marktplatz schräg nach links und stehe zwischen G2 und H2. Ich gehe die Straße weiter hinunter, Irakischer Verein neben Bioladen neben Tattooshop neben Sozialpflegestelle neben Lidl. Ein Geruch unterschiedlichster Speisen liegt über der Straße: Sojagemüsenudeln vermischen sich mit Sataraš und Auberginenpüree, und dazwischen immer wieder die Knoblauchkräutersauce des Döners. Die Welt im kleinen Maßstab mit eigenem Koordinatensystem, in dem irgendwo eine Philosophie-Studentin auf mich wartet . . .

H3, H4, Polizisten auf der gegenüberliegenden Straßenseite, H5, stopp. Ich bleibe stehen. Links vor mir sehe ich bereits G6, das letzte Haus von H5 versperrt mir noch die Sicht auf den Swansea-Platz. Indische Musik fließt um die Ecke in mein Ohr. Mit Sicherheit sind das ihre Freundinnen, die alles untermalen wollen, wenn ich komme. Ich überquere also die Straße von H5 nach H6, schaue mich kurz um, ich erkenne niemanden, niemand scheint mich zu erkennen. Ab jetzt

geduckt, versuche ich nach H7 zu kommen. Hier enden die Quadrate und ich habe eine Philosophie-Studentin auf dem Gewissen.

Swansea-Platz, 10:37 Uhr.

Reiseinfo

Reiseziel:	Mannheim
Beste Reisezeit:	Zwischen 10:09 Uhr und 10:37 Uhr
Sehenswert:	Sich in Brillengläsern spiegelndes Quadrattäfelchen
Wissenswert:	»El Dry« heißt so, weil es in L3 liegt
Souvenir:	Restbrezeln
Bekanntschaften:	Zwei Mädchen, zwei Jungs, Brezelverkäuferin, Polizisten
Reiseführer:	Martin Kordić
Zu buchen über:	martin@texttourismus.de

Postkarte nach Hause:

»Ein Geruch unterschiedlichster Speisen liegt über der Straße: Sojagemüsenudeln vermischen sich mit Sataraš und Auberginenpüree und dazwischen immer wieder die Knoblauchkräutersauce des Döners.«